



KWA Schülerliteraturwettbewerb
München 2014/2015
„Bis nächsten Sommer dann!“

Prämierter Beitrag
von Leni Maag

BRASILIEN

Es piepte und die Liege, auf der ich lag, schob sich langsam in den Röntgenautomat. Beim ersten Mal, als ich eine Computertomographie machen musste, hatte ich höllische Angst gehabt, alleine, festgebunden auf einer harten Liege in eine dunkle Röhre geschoben zu werden, aber mittlerweile wusste ich schon sehr genau, wie man sich verhalten musste. Es war einfach; ein paar Minuten still liegen, den Arm heben, falls man irgendwie Platzangst oder andere Probleme bekommen sollte, und, falls Derartiges nicht eintrat, wurde man nach circa 10 Minuten wieder herausgefahren. Ich hatte aufgehört zu zählen, meine wievielte CT das jetzt war, aber heute war es dennoch eine sehr, sehr wichtige. Sie entschied nämlich, ob ich in den anstehenden Sommerferien noch ein letztes Mal in unseren traditionellen Brasilienurlaub fahren durfte. Ein letztes Mal, denn laut ausgiebiger Untersuchungen hatte ich noch circa 2 Monate zu leben.

Es fiepte und blinkte und ich schloss die Augen. Mein Herz schlug so hart gegen meine Brust, dass es weh tat. Was, wenn der Arzt mir verbot, nach Brasilien zu fliegen, weil sich die weißen Teile in meinem Blut zu schnell vermehrt hatten? Was, wenn ich zu schwach sein sollte, wegen dieser dummen Leukämie und wieder im Krankenhaus bleiben musste, unter Beobachtung auf der Onkologiestation? Ich versuchte mir vorzustellen, wie ich auf dem ledernen Sitz in einem Flieger saß und unter mir das blaue Meer glitzern sah. Schiffe zogen ihre Bahnen und in der Ferne erkannte man die Küste Rio de Janeiros. So war es bis jetzt jedes Jahr in den Sommerferien gewesen.

Der Krebs konnte mir vielleicht einiges nehmen, meine Freunde, die Schule, Hobbys und am Ende sogar meine Leben, aber ein paar schöne Sachen würde er mir schon lassen müssen.

Ich musste daran denken, wie ich vor etwa zwei Jahren in eben dieser Röhre gelegen hatte, ein blasses, neunjähriges Mädchen mit eingefallenen Wangen und dünnen Armen, zitternd vor Angst. Wie mich der Arzt etwas später so ernst angesehen und mir sanft über den Kopf gestrichen hatte und wie er meinen Eltern wortlos das Klemmbrett mit den Ergebnissen der Untersuchungen gegeben hatte. Leukämie. Wenig später hatte ich mit einer Chemotherapie begonnen, hatte wochenlang im Krankenhaus gelegen und Medikamente mit fürchterlichen Nebenwirkungen bekommen. Und was hatte das alles gebracht? Nichts! All die schlimmen Schmerzen, die mich nächtelang wach hielten, all die täglichen Untersuchungen, der Haarausfall, das Abmagern meines Körpers, all das hatte nichts gebracht. Nach eineinhalb Jahren hatten die Ärzte die Hoffnung aufgegeben, da sich die weißen Teile in meinem Blut immer schneller vermehrten, und hatten mir noch circa 1 Jahr zu Leben gegeben. 10 Monate dieses Jahres waren nun um und mein Zustand hatte sich zusehends verschlechtert.

Mittlerweile war ich elf, besaß den Körper einer Neunjährigen und hatte, nach meinem Haarausfall, anstatt meiner kurzen, dünnen, braunen Haare, lange, dicke, in sanften Wellen über meinen Rücken fallende rote bekommen. Plötzlich ertönte ein langer, hoher Piepston und die Liege setzte sich in Bewegung. Mein Herz schlug wieder schneller. Nun würde es sich entscheiden. Als ich von der Liege abgeschnallt wurde und mich langsam aufsetzte, fegten unendlich viele Gedanken durch meinen Kopf und mein Herz fühlte sich an, als würde es im nächsten Moment zerspringen. Ich stand auf und blickte in den langen, hohen Spiegel an der Wand. Meine dünnen Beine steckten in einer hellblauen

Jeans und die Ärmel meiner weiten, weißen Bluse reichten bis zu meinen Handgelenken. Meine roten, zu einem strengen Dutt zusammengebundenen Haare gaben einen perfekten Kontrast zu meinen hellblauen Augen und den tausend Sommersprossen, die sich über mein komplettes Gesicht verteilten. Langsam ließ ich mich in den ledernen Stuhl zwischen Mama und Papa sinken. Dr. Honey, den ich seit meinem ersten Tag im Krankenhaus kannte, saß uns gegenüber hinter einem gläsernen Schreibtisch und blätterte in einem Bogen aus Papier. Dann blickte er mich aus seinen ernsten Augen an und sagte: „Lola, dir ist sicher klar, dass Brasilien nicht das beste Land ist, um dort mit einer ausgewachsenen Leukämie Urlaub zu machen. Dort gibt es viele Krankheiten, von denen noch nicht bekannt ist, wie man sie heilt, und du bist gerade sehr ansteckbar, da dein Immunsystem deutlich geschwächt ist.“ Ich nickte und krallte mich an der Stuhllehne fest. „Außerdem gibt es dort viele arme Menschen und es ist an vielen Orten sehr dreckig.“ Ich schluckte schwer und mein Atem ging flacher. „Bitte“, flehte ich zur Zimmerdecke, „bitte“. „Dennoch haben sich die Werte in deinem Blut nicht deutlich verändert und wir möchten dir noch eine schöne Zeit gewähren, bis du...“. Er machte eine Pause und sah mich ernst an. Ich senkte den Kopf. „Deshalb erlauben wir dir zu fliegen, solange du auf alles achtest, was wir dir beigebracht haben und was hier in diesem Bogen steht.“ Er lächelte. „Und, Lola, falls du Schwierigkeiten beim Atmen bekommen solltest und dir ist, als hättest du zwei Tage nicht geschlafen, lasst ihr euch sofort mit dem Notarzt nach Deutschland fliegen und kommt hierher, verstanden? Denn dann...“. Er brach ab und schob die Blätter über den Tisch. „Dir ist klar, dass wir nicht genau voraussagen können, wie lange du noch Zeit hast.“ Ich nickte, aber wirklich verstanden hatte ich nicht, was er gesagt hatte. Ich war zu glückstrunken. Ich schlug die Hände vor den Mund und starrte Dr. Honey in das freundliche Gesicht. Mein ganzer Körper bebte vor Freude. Ich war so übergücklich, dass ich jauchzend aufsprang und durch den Raum tanzte. Mum faltete sorgfältig den Bogen Papier zusammen und steckte ihn in ihre Handtasche. Die Entscheidung war gefallen. Ich durfte fliegen.

Es brummte leise und das Nachtflugzeug setzte sich langsam in Bewegung. Ich öffnete den Mund und legte die kleine, weiße Tablette auf meine Zunge. Der Geschmack verbreitete sich augenblicklich in meinem Mund. Bitter, säuerlich und scharf zugleich. Auch die Nebenwirkung ließ nicht lange auf sich warten. Mir wurde schwummrig und ich musste die Augen schließen und mich am Sitz festkrallen, um mich nicht zu übergeben. „Halt durch!“, flüsterte ich. „Komm schon Lola, halt durch!“ Das Flugzeug beschleunigte und ich wurde in den Sitz gepresst, bis es einen kurzen Ruck tat, und wir abhoben. Wir flogen. Wir flogen nach Brasilien.

„Lola, hey Lola, Spatz, wach auf!“ Müde blinzelte ich. „Spätzchen, wir sind da!“ Sofort war ich hellwach. Wir waren da! Wir waren da! Wir waren in Brasilien. Ich riss die Verdunkelung des kleinen Fensters auf und musste blinzeln, als mir die strahlend helle Mittagssonne ins Gesicht schien. Unter mir funkelte das Meer, Schiffe zogen ihre Bahnen, und in der Ferne erkannte man die Küste Rio de Janeiros.

Die zwanzig Minuten, die es noch dauerte, bis wir endlich die Landebahn erreicht hatten, waren unerträglich. Ich rutschte die ganze Zeit auf meinem Sitz herum und blickte alle zwei Sekunden aus dem Fenster. Bis ich wieder ein Medikament einnehmen musste. Diesmal eine graue, etwas größere Tablette, die mich, kurz nachdem ich sie eingenommen hatte, unglaublich müde machte. Dabei hatte ich zehn

der zwölf Stunden im Flieger geschlafen. Ich hatte Mühe, die Augen aufzuhalten, und als die Ansnallzeichen an der Decke erloschen, war ich schon wieder halb im Tiefschlaf.

Als ich wieder erwachte, lag ich auf einem Hotelbett in einem riesigen Zimmer mit hohen Decken und Fenstern. Sie standen offen. Langsam setzte ich mich auf und streckte meine steifen Glieder. Dieses Hotel kannte ich noch nicht, da wir eigentlich immer in einer kleinen Casinha mitten in der Pampa eingemietet waren. Aber Mama fand, dass das dieses Mal zu gefährlich wäre, weil man von dort sehr schwer einen Arzt, geschweige denn ein Krankenhaus aufsuchen konnte.

Ich blickte mich um. Das Zimmer war teuer eingerichtet, mit schönen, weißen Möbeln und viel Marmor. Langsam stand ich vom Bett auf und ging zu einem der großen Fenster. Der Ausblick war atemberaubend; wir bewohnten ein Zimmer im obersten Stockwerk des Hotels und hatten einen freien Blick auf das weite, türkise Meer, das im Licht der Abendsonne golden funkelte. Plötzlich kehrte die Freude zurück. Ich jauchzte und sprang wie verrückt durch den Raum. Ich war so überglücklich, dass ich für einen kurzen Moment alles andere vergaß. Mama kam aus dem Zimmer nebenan und lächelte. „Hallo mein Spatz.“ Sie legte mein Nachthemd aufs Bett. „Gefällt es dir hier?“ Ich fiel ihr um den Hals. Sie drückte mich ganz fest und flüsterte dann: „Wir machen uns in ungefähr einer Stunde auf den Weg zum Strand und gehen abendessen, ist das in Ordnung?“ Ich nickte und ließ mich aufs Bett fallen. Wenn ich später beim Abendbrot nicht zusammenbrechen wollte, sollte ich mich jetzt besser noch ein wenig ausruhen...

Das deutschsprachige Fünf-Sterne-Hotel namens „Estrela do Mar“ lag außerhalb der Stadt. Es war ein riesiges, weißes Gebäude mit fünf Stockwerken, einem Wellness-Bereich, fünf verschiedenen Restaurants und einem eigenen Strand.

Wir liefen über einen mit Fackeln erleuchteten Holzsteg hinunter zum Meer. Die Sonne war endgültig im Meer versunken. Es war warm und schwül, die Feuer der Fackeln wehten in einer leichten Brise und gaben ein leises Knistern von sich. Ich zitterte trotzdem und fühlte mich schon wieder unglaublich müde. Die zweite weiße Tablette an diesem Tag hatte die unterdrückte Übelkeit wieder herauf beschworen und mir war schwindelig. Mama blickte mich besorgt an. „Spatz, wenn du lieber oben im Bett bleiben möchtest...“ „Nein!“, unterbrach ich sie. „Es ist alles okay.“ Dabei war gar nichts okay. Ich schlang die Arme um den Körper und versuchte, die Kopfschmerzen zu verdrängen, aber es gelang mir nicht. Der Holzsteg mündete in einer riesigen Terrasse, die mit hochwertigen Tischen und Stühlen bestückt war. An einigen von ihnen saßen Männer und Frauen in schicken Abendkleidern und unterhielten sich. Ein dunkler Mann in einem schwarzen Anzug stand am Eingang unter einem großen, weißen Bogen und lächelte mir entgegen. „Guten Tag junge Dame, was kann ich für dich tun?“ Ich blickte in seine hellen Augen. „Wir haben reserviert. White.“ Der Mann nickte und führte mich zu einem kleinen Tisch in der Ecke. Erleichtert ließ ich mich auf den Stuhl fallen. Mama und Papa kamen um die Ecke und setzten sich zu mir. Der Kellner reichte uns die Karten. Die Übelkeit hatte ein wenig nachgelassen aber ich fühlte mich immer noch sehr müde. Ich schloss die Augen. Plötzlich drang eine leise Stimme an mein Ohr. Die anderen Gäste schienen sie auch zu hören, denn sie blickten verwirrt umher. Da sah ich sie zum ersten Mal: ein Straßenmädchen, vielleicht vierzehn Jahre alt, mit dunkler Haut und langen, braunen Haaren, die ihr in sanften Wellen bis zur schlanken Taille fielen. Sie war groß und trug dasselbe Kleid wie ich. Ich weiß nicht, was es war, aber ich konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Sie war es, die diese sanfte Stimme besaß und sang. Sie sang

so schön, wie ich es noch nie zuvor gehört hatte. Ihre hellen Lippen formten zart die wundervollen Klänge und sie tanzte dazu so atemberaubend wie ein ausgebildeter Profitänzer. Sie drehte sich und sprang zu der leisen Melodie. Hinter ihr saß ein jüngerer Junge, wahrscheinlich ihr kleiner Bruder. Er spielte leise ein hölzernes Blasinstrument, das ich nicht kannte. Während das Mädchen sang und der Junge spielte, war es auf der Terrasse ganz still. Alle Augen ruhten auf den beiden Kindern und kein Mensch rührte auch nur einen Finger. Und eine Millisekunde lang kam es mir so vor, als ob das Mädchen meinen Blick auffing und mich anlächelte.

Doch plötzlich kam ein Mann in einem grauen Jacket aus dem Haus gerannt. Er schrie etwas wie „Verpisst euch“ und stürmte auf sie zu. Als die Kinder ihn sahen, machte sich Angst auf ihren Gesichtern breit. Das Mädchen packte ihren Bruder am Arm und zerrte ihn fort, kurz bevor der Mann ihn zu fassen bekam. „Lasst euch nie wieder hier blicken!“, brüllte der Mann. Spucketrophen flogen aus seinem Mund und er schmiss einen großen Stein hinter ihnen her. „Ich lasse euch alle wegsperren, ihr widerlichen Geldbettler, alle!“

Schnaubend drehte er sich um und zupfte sein Jacket zurecht. „Entschuldigen Sie vielmals.“ Er blickte in die Runde. „Diese Kinder treiben mich noch in den Wahnsinn. Sie tauchen immer wieder hier auf und hauen die Touristen um Geld an.“ Lächelnd schritt er in Richtung Küche: „Nun, guten Appetit!“

Die anderen Gäste wandten sich wieder dem Essen zu.

Mein Mund stand offen und meine Augen waren weit aufgerissen. Was, wenn der Mann eines der Kinder mit dem Stein getroffen hatte? Was, wenn er sie verletzt hatte? Sie hatten sich in die Dunkelheit am Strand geflüchtet, dort konnte man nichts erkennen. „Ich... ich muss mal auf die Toilette“, flüsterte ich und sprang auf. Aber anstatt den Weg zur Toilette einzuschlagen, lief ich, als Mama und Papa wieder begonnen hatten, sich zu unterhalten, Richtung Strand davon.

Ich fand sie nicht. Der Junge und das Mädchen waren wie vom Erdboden verschluckt. Nach einer Weile konnte ich mich nicht mehr auf den Beinen halten. Ich brach zusammen und konnte mich gerade noch an einem großen Felsen festhalten. Mühsam zog ich mich hoch. Das Meer rauschte und der Wind flüsterte leise. Ansonsten war es ganz still. Ich stützte meinen Kopf in meine Hände. Er pulsierte und war sehr heiß. Ich schloss die Augen. Eine Träne bahnte sich den Weg über meine Wange und verdampfte, bevor sie mein Kinn erreicht hatte.

„Tudo ok?“

Ich hob den Kopf. Da stand sie, wunderschön und unversehrt wie eh und jeh, und blickte mich besorgt an.

„Sim, tudo bem“, flüsterte ich zurück.

Sie setzte sich neben mich. Ich spürte ihren warmen Arm an meinem.

Ich weiß nicht, wie lange wir dort saßen und aufs Meer hinausschauten. Irgendwann begann sie wieder zu singen, mit leiser zarter Stimme und der Wind trug sie fort, weit hinaus aufs Meer.

Mir war schlecht, ich hatte Mühe zu atmen und das Gefühl, zwei Tage nicht geschlafen zu haben. Aber es störte mich nicht. Ich war hier, in Brasilien, am Meer und sie sang.

Langsam schloss ich die Augen und ließ mich von der Melodie davontragen. Hinaus aufs Meer.

„Wir haben sie noch, wir haben sie.“ Ich schlug die Augen auf und helles Sonnenlicht schien mir ins Gesicht. Ich lag auf einer Liege, drei Pfleger rannten mit mir über den Flughafen auf einen Rettungshubschrauber zu.

„Ihr Puls ist schwach. Kleine, lass die Augen offen. Nicht die Augen zumachen.“ Sie waren in Panik. Da waren Mama und Papa. „Lola!!“ Mama kam auf mich zu gerannt. „Halt durch mein Spatz! Lass die Augen offen!“ Sie hoben die Liege hoch und schoben sie in den Hubschrauber.

Und da sah ich sie. Das Mädchen. Sie stand gut zwanzig Meter entfernt, blickte zu mir und rief: „No proximo verao, entao!!“ Bis nächsten Sommer dann.

Und ich war fest entschlossen, wieder zu kommen.

ENDE